



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

— ♦ — Liebesriede. — ♦ —

Da kommen sie und sagen,
Du seist so weit von hier,
Und Städt' und Berge ragen,
Wohl zwischen mir und Dir.
Mich stört nicht ihr Beginnen,
Ich schau nur in mein Herz;
Da bist Du ja tief innen,
Du bist nicht anderwärts.

Da kommen sie und klagen
Und fordern Thränen ein;
Ich weiß kein Wort zu sagen
Zu aller ihrer Pein.
Ich geh in stiller Wonne
Vorbei an Tag und Nacht;
Hab eine eigne Sonne,
Die mir im Herzen leuchtet.

Da kommen sie und fragen,
Warum ich froh allein?
Wie soll ich stehn und klagen,
Wie kann ich traurig sein?
Ich trage Dich im Herzen,
So süß, so mild, so klar:
Seitdem bin ich von Schmerzen
Erlöst auf immerdar. Ludwig Pfau.

Wiedererstandenen.

Roman von M. Braddon.

[Fortsetzung] [Nachdruck verboten.]

In der Dämmerung draußen hatte Doktor Kolling nur den löwenartigen Kopf und das Falkenauge Wilburgs zu unterscheiden vermocht.

Bei dem Schein der Lampe erblickte er ein Gesicht, das einst unbedingt schön gewesen sein mußte. Stirn und Schläfen waren fast ganz von dem langen grauen Haar verdeckt, das dem breiten Kopf das löwenartige Aussehen gab, die Wangen blaß und hohl, der Mund wie aus Eisen geschmiedet. Die Gestalt war lang und hager, doch breit in den Schultern.

„Ein seltsames Gesicht,“ dachte Kolling, „es liegt etwas darin, wie eine Erinnerung oder Gedankenverbindung, was mich seltsam ergreift, doch ich weiß nicht, was es ist. Mir ist, als hätte ich von einem solchen Gesicht geträumt.“

„Setzen Sie sich,“ lud Wilburg seinen Gast ein, auf einen Stuhl, dem seinigen gegenüber deutend. „Sie trinken doch Claret,“ fuhr er fort, zwei Gläser aus einem Eispindchen nehmend und



Resei. Nach dem Gemälde von E. Rau.

sie mit Wein füllend. „Ich trinke nie etwas anderes als diesen leichten Medoc. Zehn Minuten nach sieben! Mein Essen sollte schon auf dem Tisch stehen.“

Er läutete ziemlich ungestüm. Hinter Dr. Kolling öffnete sich die Thür, und ein Mädchen, ein Theebrett mit zwei verdeckten Schüsseln in der Hand, trat in das Zimmer. Der Arzt glaubte, es wäre eine Dienerin und sah nicht eher auf, als bis die vermeintliche Magd dem Hausherrn die Speisen vorsetzte. Nein, das war keine Magd, dieses zarte blumenhafte Geschöpf, bleich und zierlich wie eine jener im Treibhaus aufgezogenen erotischen Pflanzen. Die junge Dame, noch in der ersten Blütezeit der Mädchenjahre, hatte etwas Fremdartiges, Südändisches in ihrer Erscheinung. Augen und Haare waren schwarz wie die Nacht. Die Gestalt war mittelgroß und schlank, ihre Züge fein geschnitten, ohne auffallend schön zu sein.

Das Mädchen sah den Fremden mit Ueberraschung, doch ohne Verlegenheit an. Nur selten pflegte ein Gast an Danimar Wilburgs Tisch zu sitzen, doch hin und wieder nahm irgend ein Händler daran Platz.

„Lass' Dein Essen nicht kalt werden, Großvater.“ ermahnte das Fräulein, die Deckel von den beiden zierlichen Schüsseln abnehmend.

Doktor Kolling erhob sich, um zu gehen.

„Ich will Sie nicht länger stören, Herr Wilburg,“ sagte er, „aber wenn Sie mir gestatten, ein anderes mal wiederzukommen und mir Ihre wundervolle Sammlung anzusehen, werde ich es mit Freuden thun.“

„Bleiben Sie nur, wo Sie sind, Herr Doktor. Sie sind zweifellos schon nach Tisch,“ — eine bequeme Art, die Frage zu erledigen — „Lucie, meine Enkelin, wird Ihnen eine Tasse Thee einschenken.“

Lucie verneigte sich mit gewinnender Anmut.

„Als wir uns draußen in dem abscheulichen Nebel zuerst sahen, erklärte ich Ihnen, Ihre Stimme gefiele mir,“ fuhr Wilburg fort, „ich gehe jetzt weiter und sage Ihnen, daß auch Ihr Gesicht mir gefällt. Nehmen Sie getrost meine Sammlung heute schon in Augenschein.“

„Das heißt: Sehen Sie sich gleich heute an, was Sie zu sehen wünschen, und verschonen Sie mich mit ferneren Besuchen,“ dachte Kolling, folgte aber trotzdem der Einladung, trank zwei Tassen Thee und aß mehrere belegte Brötchen.

„Ich bin vor vier Jahren im fernen Westen zum leidenschaftlichen Theetrinker geworden,“ rief er, wie zur Entschuldigung, daß er die zweite Tasse nicht ablehnte.

„In Amerika?“ fragte Lucie erregt.

„Ja. Sind Sie jemals drüben gewesen?“

„Niemals, aber es interessiert mich alles, was ich von Amerika höre.“

„Du thätest besser, Dich für den Mond und seine Bewohner zu interessieren,“ brummte Wilburg mit ärgerlicher Miene, „Du würdest dort gerade so viel entdecken, was Dich angeht.“

„Haben Sie Freunde oder Verwandte in Amerika, gnädiges Fräulein?“ erkundigte sich Kolling, doch ein warnender Blick Luciens hielt ihn davon zurück, seine Frage zu wiederholen.

Er begann etwas von seinen Abenteuern jenseits des Red River zu erzählen — nicht von den Tagen graufiger Not und Verzweiflung, nicht von den schauerlichen Erlebnissen in der Waldwildnis. Das waren Dinge, von welchen er niemals sprach, Szenen, an die er nicht zu denken wagte.

„Sind Sie niemals in wirklicher Gefahr gewesen?“

„Einmal. Wir hatten uns in einem Walde westlich von den Tetsengebirgen verirrt, doch das ist eine Periode, von der zu sprechen mir graut. Mein bester Freund war todkrank. Glücklicherweise kam eine Gesellschaft kanadischer Auswanderer, die nach den Goldfeldern zog, noch zur rechten Zeit des Weges, uns zu retten. Ohne jene Schickung wäre ich nicht hier, Ihnen diese Geschichte zu erzählen. Wölfe und anderes Getier würden meine Knochen benagt haben.“

„Gräßlich!“ rief Lucie schauernd.

„Ja, Wölfe sind keine angenehmen Gefährten, doch der Mensch ist noch fürchterlicher, wenn er die Maske der Zivilisation beiseite wirft.“ Wilburg hatte inzwischen seine Mahlzeit beendet.

„Kommen Sie,“ sagte er, „jetzt will ich Ihnen etwas von meiner Sammlung zeigen.“

Er zündete eine Kerze an und ging seinem Gast nach dem Vorsaal voran. Von dort führte er ihn in ein Gemach auf der anderen Seite des Hauses, das größer war als das Wohnzimmer und zur Aufbewahrung der wertvollsten Sachen diente. Wieder Gemälde, Marmorgebilde, altertümliche Holzschneidereien, allerlei Rüstungen und Gegenstände, die einzig in ihrer Art waren.

Der alte Mann blickte mit stolzem Lächeln in seinem Warenlager umher.

„Ich bin erstaunt, so herrliche Sammlungen hier zu finden!“ rief Doktor Kolling in aufrichtiger Bewunderung. „Und das sind nur die Ueberreste Ihres Warenlagers?“

„Ich kaufte noch manches dazu, seit ich das Geschäft in Bradstreet aufgab. Die Leidenschaft, zu sammeln, wurde ich nicht so leicht los wie meinen Laden, und dieses Haus bietet Raum genug für meine Schätze. Sie bilden das Vermögen, das ich meinen Erben hinterlassen werde. Ich mußte mich mühselig durchs Leben schlagen. Mein Vater verwendete sein bißchen Hab und Gut darauf, mir das Universitätsstudium zu ermöglichen. Mit einundzwanzig Jahren stand ich elternlos, heimatlos und ohne einen Keller in der Tasche in der Welt. Mit der Fortsetzung meines Studiums war es natürlich zu Ende. Ich liebte die Kunst, ohne mich eines Talentes dafür rühmen zu dürfen. Da ich keine Bilder malen konnte, beschloß ich, damit zu handeln. Ich fing mein Geschäft mit einem Kapital von zehn Pfund an, lebte in einer Atmosphäre der Kunst und nannte nach vier Jahren ein Warenlager mein, das dreitausend Pfund wert war.“

„Ich wundere mich nicht, daß es Ihnen unmöglich war, sich von allen ihren Kunstschätzen zu trennen, aber hatte keines Ihrer Kinder Neigung, dieses reizvolle Geschäft weiter zu führen?“

„Meine Kinder!“ wiederholte Dankmar Wilburg mit düsterem Blick. „Ich habe keine Kinder. Wenn Sie mit einem Unbekannten sprechen, hüten Sie sich vor derartigen Fragen; sie berühren manchmal einen wunden Fleck.“

„Verzeihung, aber die junge Dame, Ihre Enkelin —“

„Diese Enkelin ist alles, was ich von Angehörigen auf Erden besitze. Ich hatte einen Sohn, den Vater des Mädchens, doch giebt es nicht eine Figur auf jenem geschnitzten Chorstuhl, die mir nicht teurer wäre als jetzt dieser Sohn.“

Doktor Kolling schwieg. Er war so unglücklich gewesen, über die Schwelle eines Familiengeheimnisses zu stolpern. In dem Gesicht Luciens hatte er einen Zug von Trauer, einen Schatten geheimen Kummers wahrzunehmen geglaubt. Sie war, wie es schien, das Kind eines ehelosen Vaters, und auf ihrem Gemüth lastete die Erinnerung einer Schmach. Er gedachte des Kummers, der seine eigene Jugend verdüstert, und der Schwester, die er nie wieder gesehen hatte.

Dankmar Wilburg erklärte seinem Gast die Bedeutung verschiedener Kunstgegenstände mit wahrer Begeisterung und hielt ihn beinahe zwei Stunden damit auf.

„So, nun haben Sie alles gesehen, was Sie interessieren könnte,“ schloß der alte Mann seine Auseinandersetzungen. Bitte, hier hinaus.“

Er öffnete die Thür nach dem Vorsaal und entließ den Gast auf eine etwas plötzliche Weise.

„Ich hoffe, Sie erlauben mir, meinen Besuch zu wiederholen,“ sagte Doktor Kolling, sich verabschiedend.

„Es klingt unfreundlich, Ihrem Wunsche die Erfüllung zu versagen, aber es entspricht meinen Gewohnheiten nicht, Fremde bei mir zu empfangen. Wir sind arm und leben äußerst bescheiden, Sie können also im Verkehr mit uns keinerlei Vergnügen finden.“

„Ich will mich Ihnen nicht aufdrängen, Herr Wilburg.“ „Wenn meine Enkelin mich kränkt, bekommt sie nicht einen Heller von mir,“ knurrte der alte Mann, mit demselben düsteren Ausdruck, der sein Gesicht verfinstert hatte, als er seines Sohnes erwähnte. „Nein, ich mag keinen fremden Einfluß zwischen ihr und mir. So wie es ist, sind wir glücklich; ich wäre ein Narr, wollte ich ein störendes Element zulassen.“

Er öffnete die schwere, eichene Thüre, durchschritt den Vorhof, schloß das eiserne Gitterthor auf, und Doktor Kolling stand wieder in der Schradackstraße.

„Nochmals gute Nacht!“ rief ihm Wilburg nach.

„Gute Nacht!“

4.

Doktor Kolling fühlte sich sehr aufgeregt in der Erinnerung an das hübsche, bleiche Gesicht Luciens, an den flüchtigen Blick in eine Häuslichkeit, die so verschieden war von den anderen, die er in der Schradackstraße und ihrer Umgegend kannte.

Julius Kolling fand die Erinnerung an das hübsche Gesicht in dem alten, festungsartigen Hause sehr störend. Wie ging er ohne einen Seufzer des Bedauerns an dem düsteren Bau vorüber, oder ohne einen Blick nach den Fenstern zu werfen, an welchen niemals ein menschliches Wesen zu sehen war.

Manchmal machte er einen Umweg, um an der finsternen Umfriedigungsmauer vorüber zu kommen, vermeinte er einige Minuten an dem Gitter in der Hoffnung, das Glück werde ihm einmal günstig sein, und das liebe blaße Gesicht Lucie Wilburgs hinter dem verrosteten Geländer sichtbar werden.

„Ob sie niemals ausgeht?“ fragte er sich an einem schönen, sonnigen Wintertage.

Es war ein Monat seit seiner Begegnung mit Dankmar Wilburg vergangen. Doktor Kolling war voll Mitleid für dieses Mädchen, das er nur während einer kurzen Stunde gesehen hatte.

„Liebe auf den ersten Blick ist nur ein Phantasiegebilde von Dichtern und Narren!“ sagte er sich, „aber es wäre seltsam, wenn es mir nicht leid thäte, ein so junges Geschöpf ein Leben führen zu sehen, wie eine Gefangene.“

Seine Violine hatte jetzt eine neue leidenschaftliche Sprache für ihn, aber sie offenbarte nur das Mitleid für eine beklagenswerte Menschenseele. Das beharrliche Verweilen bei diesem Mitleid wurde ihm endlich zur Qual.

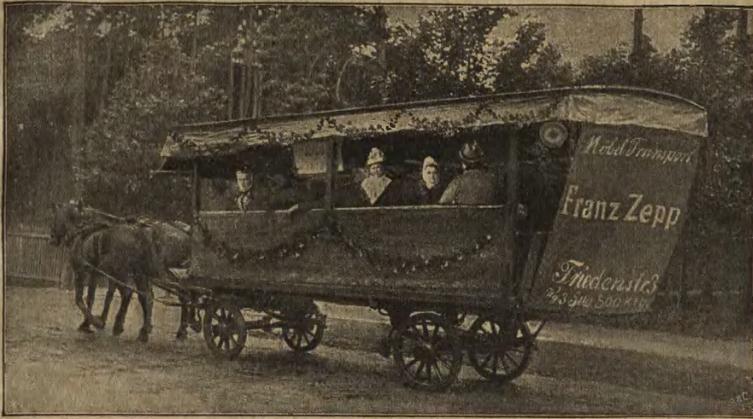
„Ich muß mich dieser bedrückenden Stimmung entwinden,“ sagte er sich, „und mich einige Stunden in einer lichtvolleren Welt erfrischen. Am besten, ich suche Gottfried Trebor auf.“

Sie waren noch immer innig befreundet, hatten sich aber in der letzten Zeit aus den Augen verloren. Trebor hatte während der letzten zwei Jahre Schweden und Norwegen bereist und einen Ausflug nach Lappland gemacht; ein kurz nach Weihnachten eingetroffener Brief hatte seine Rückkehr nach einem Gute in Yorkshire gemeldet.

„Das neue Jahr beginne ich in der Stadt der Städte,“ schrieb er, „und meine erste Aufgabe wird es sein, Dich in Deiner wunderlichen Welt zu überfallen. Wenn Du jedoch so liebenswürdig sein willst, mir zuzukommen, findest Du mich in meinem alten Ab-

steigequartier bei Potter. Wie immer der Deinige. Gottfried Trebor."

Das neue Jahr hatte angefangen, ohne ein Lebenszeichen von Trebor zu bringen. Doktor Rolling beschloß deshalb, seine freie Zeit zu einer Wanderung nach dem Westen zu benutzen. Dieser Weg führte ihn beinahe von dem einen Ende Londons zum andern. Im Potterschen Gasthof angelangt, erfuhr er, daß Gottfried Trebor zu Hause sei. „Hier hinauf,“ unterwies ihn der Kellner, ihn in das erste Stockwerk begleitend. Die Frage nach dem Namen oder einer Karte war gar nicht gestellt worden. Gottfried Trebor war, wie der Sonnenschein, jedem zugänglich. In einen Sessel zurückgelehnt, eine Zigarre zwischen den Lippen und einen französischen Roman in der Hand, empfing er den Eintretenden. Die winterliche Dämmerung war fast in völlige Dunkelheit übergegangen und



Sonntagsausflug in einem zum Kremser hergerichteten Möbelwagen.

das Zimmer nur durch das Kaminfeuer erleuchtet, doch selbst in diesem ungewissen Licht bemerkte Julius Rolling eine Wolke auf der Stirn des Freundes. „Gottfried, alter Knabe!“ — „Ach, Julius!“ rief Trebor, auffahrend und die noch nicht aufgerauchte Zigarre in das Feuer schleudernd. „Wie gut Du bist! Ich hätte längst schon zu Dir kommen sollen, denn ich bin bereits vierzehn Tage in London.“ — „Man erwartet so vornehme Herren wie Du nicht ostwärts vom Tower. Ich bin schon seit einer solchen Ewigkeit in jenem schmutzigen Stadtteil, daß der Weg hierher etwas Aufregendes für mich hatte. Als ich heute abend den Trafalgarplatz und die hellerleuchteten Fenster des Clubs sah, fühlte ich mich wie ein Columbus, als er die Küste von San Salvador erblickte. Ich hatte einen freien Nachmittag und glaubte, ihn nicht besser verwenden zu können, als Dich aufzusuchen. Du sahst vorhin so düster aus, als ob Deine nordischen Erinnerungen nicht die heitersten wären.“

„Meine nordischen Erinnerungen sind durchaus nicht unangenehm. Komm' sek' Dich hierher und zünde Dir eine von jenen Savannas an. Denkst Du noch an Britisch-Columbia und an die langen Tage und Nächte, wo es keinen Tabak mehr gab?“ — „Ob ich daran denke! Hältst Du mich für so vergeßlich?“ — „Nein, Freund, es giebt Dinge, die man nie vergißt. Könnte ich etwa je vergessen, wie Du mir das Leben gerettet, Tag und Nacht an meinem Lager Wache gehalten hast, während ich im Fieber wie ein Wahnsinniger rastete?“ — „Thue mir den Gefallen und sprich nicht von jener Zeit, Gottfried! Du weißt, daß es mir das Herz gebrochen hätte, wenn Du gestorben wärest. Die Leiden und die Gefahren, die wir damals zu durchleben hatten, scheinen mir selbst in der Erinnerung über alle Begriffe furchtbar. Ich kann es nicht ertragen, an jene Zeit zurückzudenken.“ — „Merkwürdig, und mir erhöht es den Genuß der Gegenwart, wenn ich mir unsere Entbehrungen in der eisstarrenden Wildnis ins Gedächtnis rufe; nur wenn ich mir vorstelle, wie ich, aus dem Delirium erwachend, Dich im hitzigen Fieber, auf Büffelfellen gebettet, in unserer Hütte liegen sah, den armen Dago-

bert Holm schreckensbleich an Deiner Seite, wie einen, dem eben ein Geist erschienen war, wird mir noch immer unheimlich zu Mute. Gott sei Dank, daß die kanadischen Wanderer uns bald darauf fanden.“ — „Gott sei Dank,“ wiederholte Rolling in feierlichem Tone. „Ich weiß nichts von meiner Krankheit und kann mich auf nichts besinnen, bis ich, auf dem Rücken eines Pferdes, wie ein Bündel zusammengeschnürt, durch den Schneetreibend, wieder zum Bewußtsein kam!“

„Die Kanadier wollten nicht länger warten und zwangen uns, Dich von Deinem Lager aufzuheben, ehe Du noch das Fieber überwunden hattest. Wir mußten uns ihren Anordnungen fügen, denn ohne sie hätten wir den richtigen Weg nimmer zu entdecken vermocht.“ — „Willst Du mir nicht sagen, Gottfried, was Dich augenblicklich bedrückt? Ich sehe es Dir an, Du hast Kummer.“ — „Ich werde erst ein Abendessen für uns bestellen,

ehe ich Dir mein Herz öffne,“ erwiderte Trebor, auf den Knopf der elektrischen Glocke drückend. Der Kellner erschien auf diese geräuschlose Vorladung mit Sturmeschritten.

„Das Beste, was Sie für mich und diesen Herrn thun können, Anton, Punkt sieben. Und nun, Julius, ehe ich meine langweilige Erzählung beginne, laß mich hören, was Du die ganze Zeit über getrieben hast.“

„Das ist in zwei Worten gesagt: angestrengt gearbeitet.“

„Etwas zu erstreben, zu erringen, das ist die höchste Wonne des Menschengewisses, Julius. Auf Ehre, ich beneide Dich.“

„Du hast die Mittel, alle Freuden der Jugend zu genießen, das heißt: das Leben in der Gegenwart — Ehrgeiz hat nur etwas von der Zukunft zu erwarten.“

„So dachte auch ich bis vor kurzem, aber der Wein des Lebens

hat für mich einen bitteren Geschmack bekommen. Glaubst Du daran, Julius, daß man sich auf den ersten Blick verlieben kann?“ — „Ungefähr so, wie ich an Geister glaube.“ — „Vor einem halben Jahre würde ich jeden einen Esel genannt haben, der behauptet hätte, eine Frau zu lieben, von der er nichts weiter weiß, als daß sie hübsch ist und eine göttliche Stimme hat.“ — „Du liebst also eine Unbekannte?“ — „Ja, zu solcher Narrheit bin ich hinabgestiegen. Und dabei habe ich keinerlei Entschuldigung für meinen Wahnsinn. Die Dame ist Konzertsängerin, und ich sah sie zum ersten male, als ich mich neulich von einigen

Kousinen aus der Provinz wie ein Schlachtopfer in Theater und Konzerte führen lassen mußte. Du weißt, daß ich gerade kein leidenschaftlicher Freund von musikalischen Unterhaltungen bin. Eines Vormittags gingen wir zu einem Morgenkonzert. Die Eintrittskarten, die ich zu bezahlen die Ehre und das Vergnügen hatte, kosteten das Stück eine halbe Guinee. Das, was vorgetragen wurde, war so einschläfernd, daß ich bald in einen leichten Schlummer verfiel. Als ich die Augen wieder aufschlug, durchlief ein leises Murmeln der Verwunderung den Raum. Eine schwarz gekleidete Dame, ein Notenblatt in der Hand, verneigte sich. Ich habe noch nie zuvor ein so bezauberndes Wesen gesehen. Ihr Anzug war von quäkerhafter Einfachheit. Die Kunst der Modistin hatte nichts gethan, ihre Schönheit zu heben. Sie sang, und ich war meiner Sinne kaum noch mächtig, so erschüttert fühlte ich mich.

Nasender Beifall umrauschte sie.“

„Hast Du sie seitdem wieder gesehen?“ — „Ob ich sie gesehen habe? Ich bin ihr von Konzertsaal zu Konzertsaal gefolgt. Morgen um diese Zeit muß ich in Liverpool sein, Julius.“ — „Kann es etwas Thörichteres geben?“ — „Ich wage nicht, es zu verneinen, aber ich kann mir nicht helfen.“ — „Weißt Du etwas über die Dame?“

„Alles, was mir zu erfahren möglich war, ist, daß die Dame seit Jahren Witwe ist.“ — „Eine ernüchternde Thatsache.“ — „Und daß sie Lyndon heißt.“ — „Wahrscheinlich ein angenommener Name.“ — „Reicht möglich. Sie bewohnt zwei möblierte Zimmer in der Kesselstraße und führt mit ihrem Töchterchen ein sehr zurück-

gezogenes Leben. Ich sah die Kleine eines morgens, ein entzückendes Kind von sieben oder acht Jahren, mit flachsblondem Haar und strahlenden blauen Augen.“

„Das Alles deutet auf Ehrbarkeit.“

„Ich verbürge mich dafür, daß sie nicht weniger ehrbar ist als meine verstorbene Mutter. Mein Glaube an Hanna Lyndon ist unerschütterlich.“

„Hast Du Dich darum bemüht, ihr vorgestellt zu werden?“

„Nein, ich überzeugte mich, daß es unmöglich war. Sie ist noch nicht lange Konzertsängerin, bis vor kurzem war sie Musiklehrerin. Sachverständige behaupten, sie würde auf der Bühne fabelhaftes Glück machen, doch lehnt sie entschieden jedes derartige Anerbieten ab.“ — „Und was war ihr Mann?“ — „Das interessiert mich nicht.“

(Fortsetzung folgt.)



Vor der Kaffeeküche.

Die Schwiegertochter.

Novelle von Leo Berthold.

[Nachdruck verboten.]

Im Erker saßen sie beide, die Frau Professor Seyden mit ihrem einzigen Sohne, der von langer Urlaubsreise heimgekehrt war.

„So, und nun weißt Du, was ich Dir mitgebracht habe, etwas so lang Gewünschtes, das nun plötzlich zu Dir ins Haus kommt, eine Schwiegertochter, und nun weißt Du Mutterchen, wie ich meine blonde, schlank Hedwig in den Bergen gefunden — Du wirst sie lieb gewinnen, sie ist eine ehrliche, reine Natur, ein sehr moderner Mensch mit ausgeprägtem Empfinden für alles Schöne. Noch ist sie keine gute Hausfrau, aber das wird sie unter Deiner Leitung schon werden. — Ein Hauch von Schwermut liegt über ihr. — Sie hat vor einigen Jahren die Mutter verloren, kann den herben Verlust noch immer nicht verwinden, diese Mischung von tiefem Gefühl und modernen Neigungen giebt ihr einen absonderlichen Reiz. Aber, Mutterchen, Du sagst ja gar nichts, siehst mich nur immer an und streichelst meine Hand . . . kannst Du Dich noch immer nicht hineinfinden? Hat es Dich denn so sehr überrascht?“

Die Frau atmete tief, dann versuchte sie, einen heiteren Ton anzuschlagen.

„Nicht doch, Wolfgang. Ich habe es mir doch so innig gewünscht. Wie viele Mädchen, die Du kennen gelernt, habe ich mir darauf angesehen . . . könnte das die Rechte sein, möchtest Du die als Schwiegertochter haben? Ich bin mir schon ganz lächerlich damit vorgekommen, und nun ist's da, nun bist Du ein glücklicher Bräutigam, aber ich, ich muß Dich hingeben, Du gehst von mir und mußt Deine Liebe teilen —!“

„Nicht teilen, Mutter nicht teilen! Neben meiner heißen dankbaren Sohnesliebe für Dich, die mein ganzes Herz ausgefüllt hat, ist die stille Neigung geküßt, ist gewachsen, so innig und tief geworden, daß sie mein Leben durchsonnt, aber Du, Du wirst immer die erste sein und bleiben, als ob ich je vergessen könnte, was Du mir gewesen! Sieh nur, der alte Cäsar teilt meine Freude, wie er um mich herumwedelt, — ja . . . Du kommst mit in die neue Wohnung, nicht wahr, Mutter, den giebst Du mir?“

„Als ob ich Dir nicht alles geben würde, mein Kind. Was brauche ich einsame Frau denn noch! Die gute Stube schenke ich Dir natürlich, die gepreßten, grünen Sammetmöbel sind noch sehr schön, auch der Belourteppich, und die Krystallkrone . . . o, ich will es Euch schon behaglich machen . . .“

Der junge Doktor lachte laut und herzlich. „Mutterchen, da kennst Du Hedwigs Geschmack nicht. „Stylvoll“ ist die Lösung, Sezessionsrichtung, geschwungene Linien, seltsame Stoffe und so weiter . . . mir übergeben hier alles einem berühmten Kunstgerbergeschäft, Du behalte nur Deine alten, lieben Sachen, wir müssen es doch behaglich bei Dir finden, wenn wir zu Dir kommen.“

Der junge Arzt war in die Praxis gegangen. Still wars im Zimmer geworden, fast feierlich. Die Sommer Sonne schien über die großen Blattpflanzen ins Gemach hinein, auf die Delbilder mit den schmalen Goldrahmen, auf die altmodischen, feinen Möbel.

„Welche spottschlechte Mutter ich doch geworden bin, flüsterete die einsame Frau vor sich hin . . . „müßte ich nicht jubeln und juchzen? Wie ein Stein liegt's mir auf der Seele, — ich verlerne ihn ja doch, der fremden Schönen gehört er ganz und gar . . . dort das Briefchen, das sie mir geschrieben — so steil die Buchstaben, so steif die Worte, — förmlich, konventionell, nicht einmal den Mutternamen giebt sie mir . . . Und doch“ — die Frau hielt die zitternden Hände an die Schläfen und starrte vor sich hin — „doch will ich sie lieben, doch will ich sie mir erobern, damit er ganz glücklich wird, er, der Rest von all' meinem Glück!“

„Ja, der Rest vom Glück,“ so hatte sie ihn genannt, damals, als schwere Schicksalsschläge ihr alles geraubt, den Mann und hoffnungsvolle Kinder, aber dieser Rest war zu einem einzigen, großen Glücksbesitztum herangewachsen, zu einer Gesamtsumme von Reichtum, daß ihr Leben ausgefüllt wurde und ihre trüben Erinnerungen verblaßten. —

Wenig sah sie den Sohn in den nächsten Wochen. Nur in späten Abendstunden konnte sie seinen Worten lauschen.

Sein Beruf, die Wohnung, die Einrichtung, Hochzeit und Hochzeitsreise . . . das erfüllte ihn ganz, und wie ein roter Faden schlang sich durch alles der Gedanke an seine Braut und doch, nie hatte sie ihn weicher, liebevoller gesehen, nie hatte sie tiefer empfunden, welche Rücke durch sein Fortgehen entstehen würde. —

Der wilde Wein vor ihrem Fenster hatte die letzten roten Blätter verloren, die Rosen waren abgeblüht und für den Winterschlaf gebettet worden, die Vögel draußen schmetterten nicht mehr ihre Lieder, und das zierliche, gelbe Mädchen im Käfig saß auch im Zimmer still auf der Stange, fast wehmütig.

Cäsar war in das neue Heim übergesiedelt, und freudig von der jungen Frau begrüßt worden.

Das war ein Kamerad, wie sie ihn liebte. Er hatte seinen

Platz in der vornehmen Wohnung bekommen, in der alles zu einander paßte, die seltsamen Möbel, die Vorhänge mit den — ins Ungeheure gewachsenen Blumen, die sonderbar geformten Bierstücke auf den Gesimsen und Tischen, und zwischen allem die schlank, elegante, blonde Frau mit dem lang wallenden, weichen Gewande.

Nein, da hinein hätte das grün gepreßte Sofa, der bunte Belourteppich nicht gepaßt, nur die Büsten der alten griechischen Weisen — Plato und Aristoteles, die des Vaters Studierzimmer geschmückt hatten, die Bibliothek, sie hatte der junge Ehemann mit hinübergenommen — sonst nichts. —

„Nun Mutter, wie gefällt Dir meine Hedwig?“ — Einmal in den ersten Tagen hatte Wolfgang sie gefragt. „Wirst Du sie lieb gewinnen?“

„Sie ist Dein Weib und macht Dich glücklich, mein Sohn, daher steht sie meinem Herzen schon sehr nahe. Ich hoffe, daß wir uns immer mehr verstehen werden.“

Alle Welt war entzückt von der eleganten, feinen, jungen Frau. Wo sie hinkam, war sie Siegerin. Immer neue Talente entdeckte man an ihr. Wolfgang war sehr stolz auf seine Hedwig, nur umwölkte sich oft seine Stirn, wenn er sie mit seiner Mutter zusammen sah und keine Herzlichkeit entdecken konnte.

Von Tag zu Tag, von Woche zu Woche hoffte er, es würde besser werden, aber mit immer stärkerem Wehgefühl mußte er sich sagen, daß es an Hedwig lag, wenn das Verhältnis nicht inniger geworden. Einst in traulicher Stunde hatte er die feine Gestalt in seine Arme genommen und leise aber dringend gefragt: „Sede, Kind, hast Du meine Mutter nicht lieb?“

„Aber Schak, wie Du fragst! Siehst Du es nicht, daß ich sie von Herzen gern habe? Lasse ich es an irgend einer Rücksicht fehlen?“

„Du bist höflich und zuvorkommend, Sede, Du küßt ihr die Hand, wenn sie kommt und geht, trotzdem meine gute Mutter das gar nicht mag — Du bringst ihr Aufmerksamkeit, o ich weiß Dir wohl Dank dafür . . . aber das echte Gefühl ist nicht da . . . Hedwig, ich habe noch nicht einmal gehört, daß Du „Mutter“ zu ihr gesagt hast.“

Die junge Frau wurde leichenblaß und wand sich aus den umschlingenden Armen.

„Ich kenne doch sonst Dein feines Empfinden, Hedwig.“
„Gerade, weil Du es kennst, Wolf, solltest Du mich schonen. Du weißt, was meine heißgeliebte Mutter mir gewesen, wie ich ihrer in Sehnsucht gedenke, Du weißt, daß mein Vater nur meinetwillen die Absicht aufgegeben, ihr eine Nachfolgerin zu geben, — ich hätte mich nicht töchterlich gegen sie benehmen können, es wäre Heuchelei und Falschheit gewesen, ich kann diesen geliebten, heiligen Namen keiner andern geben, es würde mir wie eine Verfündigung vorkommen an dem Andenken der Einzigen, ich kann nicht, Wolfgang, . . . alles in mir bäumt sich dagegen auf, mir wärs, als würde ich eine Lüge aussprechen . . .“

„Hedwig, auch mir zu Liebe nicht? Ich kann es nicht mit ansehen, wenn der Blick der teuren Frau sich umflort, wenn sie sich seufzend abwendet, fest den Mund schließt, um keine Klage auszusprechen. Ich habe es ihr in heiliger Stunde versprochen, daß sie stets die Erste in meinem Herzen sein soll . . . ich glaube, ich habe mein Wort gebrochen, jetzt kommt die Strafe. Zeremoniell, wie einer Fremden reichst Du ihr die Tasse, den Teller, das kalte „bitte“ ist das einzige, das Du ihr dabei gönnst, „bitte“, „danke“, nie ein liebevolles Wort dazu — o, es ist so zeremoniell, so fremd —“

Die junge Frau kämpfte mit Thränen. „Sei nachsichtig, Wolf,“ bat sie, „gönne mir Zeit, gerade jetzt, wo alles so unruhig in mir ist, so erregt . . . sprich jetzt nicht mehr davon, glaube nur, Du siehst Gespenster. Deine Mutter entbehrt es gar nicht, sie ist immer so gleichmäßig, wir haben ja noch wenig Berührungspunkte, — sie sieht mich oft so prüfend an, o ich mache ihr keinen Vorwurf, gönne mir Zeit, Du Lieber, vielleicht kommt bald die Stunde, daß ich von selbst . . . zwingt mich zu nichts — da drinnen, in meiner Seele, da liegt es noch wie ein ungelöstes Band, da fühl ich's noch so schwer, so schwer, aber Dich liebe ich, Dich liebe ich über alles!“

Und sie schmiegte sich an ihn, seltsam bewegt, und er hatte Mitleid mit ihr und küßte ihr die Thränen von den Wangen.

Und so blieb es lange, lange.

Der Winter kam mit Eis und Schnee, mit Stürmen, Schlittenfahrten, mit Bällen und Konzerten, Vergnügungen aller Art.

Die junge Frau schwelgte in den Genüssen der Saison, die ihr in der fernen Stadt, in der sie ihre Jugendzeit verlebte, niemals geboten waren.

Wohl ward es dem im Beruf angestrengt arbeitenden Wolfgang oft zu viel, wohl warnte die Mutter bescheiden, sich zu schonen, Frau Hedwig wollte den schäumenden Trank noch nicht entbehren, trotzdem ihr Ruhe und Vorsicht geboten waren. [Schluß folgt.]



(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Die kleinen Marktschiffer. Nach dem Gemälde von Ludwig Passini.

Das Pflegekind.

[Fortsetzung.]

Roman von Elsbeth Meyer-Förster.

[Nachdruck verboten.]

„Dann kann ich Dir nicht helfen,“ sagte er ruhig. „Wenn Du glaubst, daß ich geheiratet habe, um ewig am Schürzenbände meiner Frau zu hängen, dann irrst Du Dich. Adieu Schatz, und schlaf Deine Launen aus.“

Langsam, und ohne daß sie ihn hinderte, ging er.

Sie saß wie erstarrt, dann schritt sie ans Fenster, riß es auf und blickte ihm nach.

Er ging die Straße entlang, — mit dem raschen, elastischen Schritt, der ihm eigen war. Sein eleganter Zylinder, der helle, dicke Paletot, der Spazierstock mit dem platten, silbernen Knopf, jede Einzelheit wurde von dem starren, trockenen Blick verschlungen, mit dem Nettchen ihm nachsah. Wandte er sich um? Winkte er ihr? Nein, er schritt eilig weiter, als könne er nicht erwarten, an sein Ziel zu kommen. —

Nettchen war auf dem Stuhl am Fenster niedergesunken, ihr Kopf preßte sich an die Fensterscheiben. Seine harten, kurzen Worte klangen noch in ihrem Ohr, diese Worte: „Glaubst Du, ich habe mich verheiratet, um ewig am Schürzenbände meiner Frau zu hängen?“ Ja, lieber Gott, vielleicht verlangte sie wirklich zu viel? Sie mußte gerecht sein, mußte ihm seine Freiheit lassen, mußte einsehen lernen, daß er ein Mensch war wie nicht alle anderen, in der Freiheit aufgewachsen, und keinen Zwang ertragend.

Was war nur mit ihr geworden, warum fiel es ihr so schwer, diesen Gedanken ganz zu erfassen, warum kämpfte ihr ganzes, besseres Gefühl dagegen?

Ja, was war aus ihr geworden diese wenigen Monate! Wohin war das Vagabondenblut? Wohin war Nettchen die Eintrügige entschwinden, die Abenteuerin, die Leichtgefinnte, die hierher an diesen Platz, in diese von Patchouliengeruch erfüllten Zimmer, zwischen diese vier fremden, kalten Wände, an die Seite Jeromes gehörte? Sie war nicht mehr da, — an ihre Stelle war eine andere getreten, — ein sorgendes, Liebendes, unglückseliges Weib, das sich um Güter, die es einst verachtet hatte, in einsamer Nacht die Hände ausrang.

Stunden vergingen und noch immer blieb die Gestalt der jungen Frau regungslos am Fenster.

Von der nahen Kapelle tönten zu jeder Stunde die Glockenschläge, und als die Uhr mit langsamen, schweren Tönen die dritte Morgenstunde angab, hatte Nettchen die fieberische Vorstellung, es wäre ihr Herz, das da aus irgend einer fernen Höhe mit so schweren, schweren Schlägen die dritte Stunde verkünde.

Ihr Körper war kalt, wie erstarrt. Ihre Kniee schmerzten von der gezwungenen Stellung, in die sie gepreßt waren. Doch sie rührte sich nicht aus ihrer Lage, und als es vier Uhr schlug, waren es nur ihre Lippen, die sich noch einmal bewegten. Ein hartes, verzweifertes Wort klang in die Nacht.

Als Nettchen nach den vielen Stunden einsamen, hoffnungslosen Wartens, in denen jeder Schritt eines Passanten, jedes Rollen einer Droschke, ihr Fieberschauer der Erwartung über den Leib gejagt hatten, zum Bewußtsein ihrer Lage erwachte, da vermochte sie diese noch nicht gleich zu erfassen. Eine bohrende Ahnung aber sagte ihr, daß diese eine Nacht nur der Anfang einer Kette anderer Enttäuschungen, Hoffnungslosigkeiten und Demütigungen sein, und daß so wie heute ihr Gatte sie noch unzählige mal über fremde Menschen und eigene Wünsche vergessen würde.

Sie aber liebte ihn, und während der ganze Schmerz dieser Liebe sie wie ein Orkan durchstobte, fühlte sie, daß aus dieser Liebe ihr besseres Selbst empor gestiegen war wie ein Rhönix. Verschwinden, versunken war das leichtlebige Geschöpf von einkst, Wünsche, Pläne und Hoffnungen, die in der Liebe, nur in der Liebe gipfelten, und deren seligstes Ziel ein stilles, häusliches Leben war, hatten in ihrem Herzen Platz gewonnen, und erfüllten sie mit einer unendlichen Sehnsucht, einer nie gefühlten Bangigkeit. —

Es war heller, klarer Morgen als Jerome nach Hause kam.

Er fand seine Frau, so wie er sie am Abend verlassen hatte, am Fenster sitzend, bleich, vor Kälte ganz erstarrt, und ihn nur mit einem düsteren Blick messend.

Sie war ihm unheimlich. Sie, die er jammern, weinend, voll Trost und Zorn in heftiger Kampfesstellung vermutet hatte, blickte ihn wie eine Fremde mit aufgerissenen Augen an. Und ohne daß er wagte, das von ihm in Bereitschaft gehaltene Rezept, sie mit einer leicht entschuldigenden Bemerkung in die Arme zu ziehen, anzuwenden, schlich er sich mit einer scheuen Bewegung an ihr vorbei. —

Nicht immer bei den nun folgenden Gelegenheiten hatte Nettchen sich gleichermaßen in Gewalt.

Von der Höhe der Empfindung, wie sie die erste, bittere Erfahrung mit sich gebracht hatte, stürzte sie hinab in das kleinliche Martyrium aller unglücklichen und vernachlässigten Frauen, das

sich in Jammer, Thränen, entsetzlichen Ausbrüchen und verzweiferten Drohungen Luft machte.

Jerome entglitt mehr und mehr ihren Händen, das fühlte sie, und die Verzweiflung darüber bekam einen so wilden Ausdruck, daß sie oft den Anstrich der maßlosen Wut annahm.

Je ungestümmer sie sich geberdete, desto gleichgültiger blieb Jerome. In seinem glatten, schönen, regelmäßigen Gesicht verzerrte sich keine Miene, während er seiner Frau in ungezählten Szenen gegenübertrat. Aber mit diesem unbewegten Gesicht warf er ihr noch härtere Worte hin, als sie ihm gegenüber in ihrer hellen Verzweiflung gebrauchte. Worte wie „Wäre ich Dich los!“ „Nette!“ „So mach doch ernst und gehe!“

Unter solchen Worten, die in so ruhigem Tone fielen, zuckte Nettchen zuerst wie unter einem Blitzstrahl zusammen. Sie starrete betäubt wie in Flammen, konnte nicht fassen, begreifen, daß diese Worte wirklich gefallen waren. Dann, als sie sich wiederholten, als die Szenen anfangen etwas Gewöhnliches zu werden, starb auch dieser furchtbare, das Herz zerreißende Schreck; eine gewisse Gefühllosigkeit trat ein, und um ihre Mundwinkel gruben sich Falten, die Hohn und Selbstverachtung grub.

Mitunter faßte sie vor diesem ganzen frühen Glend ein Ekel, eine Art physisches Grauen, und ihr war es, als müsse sie sich aufmachen, fliehen, weithin, ins Unbekannte, — an einen Ort wo kein Schimpfwort klang, kein greller Ton, keine finstere Vermüschung — an einen Ort, wo nichts als Frieden wäre, endlose Weite, in welche sie sich verlieren könnte, ganz still, von niemandem gesehen. —

Dann aber kamen wieder Tage, wo ihr Herz in neuer Hoffnung schwoll. Stunden, wo Jerome zärtlich und gefällig zu ihr war, wo er ihr Liebesworte sagte. Aber immer seltener wurden diese Stunden und zuletzt gewöhnte sie sich, sie nur als eine Art Opfer anzusehen, die er ihr nach besonders starken Vernachlässigungen brachte.

Noch immer produzierte sich Nettchen des abends mit ihrer vierfüßigen Truppe, die sie um mehrere Exemplare bereichert hatte. Noch immer verdiente sie einen guten Teil des Lebensunterhaltes, aber noch immer sah Jerome sich mit ihren Leistungen unzufrieden und sagte ihr, sie könne ganz anders verdienen, wenn sie nur wollte. —

Sie zergrübelte die Worte in ihrem Kopf, strengte sich an auf neue Ideen zu kommen, doch sie gelangte zu keinem Resultat. Die Frische und Elastizität, mit der sie früher an ihre Aufgaben gegangen war, fehlten ihr nunmehr; wie bleierne Müdigkeit lag es oft über ihrem Wesen. Eine tiefe Anlust gegen ihr Handwerk begann sie mehr und mehr zu erfüllen. Daß sie, als Frau eines Mannes, der imstande war den Unterhalt reichlich zu verdienen, genötigt war, nach wie vor sich in ihren Künften zu produzieren, empörte sie, — doch auch diese Empörung ließ nach, und nur noch der Bodensatz einer tiefen Bitterkeit blieb zurück.

Sie wurde magerer, blässer und stiller und ihr liebliches Gesicht, über dem eine nervöse, düstere Stimmung lag, zog die Augen des Publikums nicht mehr so lebhaft wie früher zu sich hin. Oft, wenn sie fühlte, wie der kalte Blick ihres Gatten sie prüfend, fast angstvoll streifte, wie man Besitztümer betrachtet, die am Entschwinden sind, sagte sie sich: „Nicht Angst um Dich hat er, sondern um das, was Du ihm einbringst!“ — und unter dem goldgestickten Baldachin, auf dem mit roten Läufern gedeckten Podium, wo sie sich produzierte, wäre sie am liebsten in die Kniee gesunken, um den hoffnungslosen Schmerz in lauten Klagen auszuschreien. —

Aber sie mußte weiter agieren, weiter tändeln, und das Beifallsklatschen des Publikums, das ihrer Geschicklichkeit galt, mit tiefer Verbeugung entgegennehmen. Die Tierchen, welche sie gezähmt hatte, kamen gleichfalls herbei, duckten sich, schlugen mit den Füßen und schnäbelten an ihrer Herrin empor, während der neu abgerichtete Hahn die feierliche Szene jedes mal durch das Abschießen einer Pistole effektiv beendete. Oft hätte Nettchen über diese ganze Komödie, welche den Inhalt ihres betrogenen Lebens bildete, laut auflachen mögen. Was war sie weiter, als auch ein solches abgerichtetes Geschöpf, für den Brotverdienst bestimmt, gehalten und geht so lange sie nützte, und eines Tages vielleicht bei Seite gesetzt?

In ihrer kleinen Wohnung auf Montmartre war ihr nunmehr immer noch am wohlsten, dort empfand sie den Zwiespalt ihres geschminkten und ihres wirklichen Lebens am wenigsten. Mit wahrer Sehnsucht bemühte sie sich, ein häusliches Dasein wenigstens insoweit anzubahnen, als es ihr die viele Abwesenheit ihres Mannes überhaupt möglich machte. Sie räumte mit den paar fremden Möbeln herum, als wären es ihre eigenen, wusch und büstete, schmückte alles mit billigen Spielereien, die sie für wenige Sous erhandelte, band sich ein Theeschürzchen um, stellte das Abendbrot

zierlich geordnet auf den Tisch und hing einen Schirm über die Lampe.

So saß sie erwartungsvoll manchen, manchen Abend und blickte in die wundervollen Lichtschattierungen, welche über die Landschaft vor ihren Augen herniederjankten. Sie sah tief unter sich die schwarze, unendliche Stadt mit ihren Milliarden glühenden Lichtern, sah fern den blitzenden Streif der Seine wie ein schmales Band zwischen diesen blendenden Punkten sich hindurchschlängeln. Sie hörte die Stimmen der Ausrufer, das Knallen der Peitschen, mit denen die Maultiere vor den die steile Straße erklimmenden Karren angetrieben wurden. Und atemlos lauschte sie auf den Schritt ihres Mannes, der nie zur rechten Zeit ertönte, und sie hatte die Vorstellung, dieses Sitzen und Lauschen und Erwarten und Harren in fremder Stadt, an fremdem Fenster würde ihr Herz mit der Zeit auszerren und ausspannen, wie ein dünnes Netz, das zum Trocknen über spitze Pfähle gespannt ist.

Mitunter aber trat Jerome zu den Momenten ein, wo sie es noch am wenigsten erwartet hatte. Dann fand er nicht alles für sich bereitet, wußte zu tadeln hier und da, erklärte das Essen dem im Restaurant nicht ebenbürtig, die Luft in den kleinen Zimmern dumpf, die Gänge groß, und das Ende vom Liede war, daß er sie aufforderte mit hinauszukommen in die Cafés, wo man „wenigstens Licht und Menschen hatte,“ und „die Stubenhockerei“ verlernte.

Ein paar Jahre waren so hingegangen. Noch immer wohnten die Seires in dem chambre-garni von Montmartre. Nettchen war stiller geworden seit kurzem, sie wich dem im Laufe der Zeit zur Alltäglichkeit gewordenen, häuslichen Szenen mit Absicht aus.

Eines Tages, als Jerome nach Hause kam, fand er sie in einer aufgeregten, freudetrunkenen Stimmung vor.

„Jerome!“ rief sie aus. „Nun trübt mich nichts mehr! Gott wird uns ein Kindchen schenken! Komm, laß uns gut sein, laß uns einander verfühnen. O mein Himmel, mein Himmel, wie freue ich mich!“

Sie drehte sich jubelnd im Kreise, ihre Röschchen flatterten, und einen Augenblick war sie ganz das Nettchen von einst, voll trunkenen Lustigkeit, sprühenden Uebermutes.

Jerome blickte sie mit erstaunten Augen an. „Denkst Du auch an die Mühe?“ sagte er, „die so etwas macht? Du kannst Dich dann nicht mehr produzieren. Die Hälfte unseres Erwerbes geht damit verloren.“

Sie hatte sich nach ihm umgewandt. Ihre Augen maßen ihn mit einem Ausdruck von Entsetzen. „Die Mühe, die so etwas macht?“ klang es ihr wie gellender Hohn in den Ohren. Doch nur einen Moment blieb sie bei diesem Schrecken vor der Roheit ihres Gatten stehen. Dann griff wieder klingender Jubel an ihr Herz, und mit einer Bewegung gedenkt Jerome, als scheuche sie ein lästiges, verächtliches Insekt von sich weg, murmelte sie vor sich hin: „Ein Kind!“

Ueber ihre in der letzten Zeit verhärmt gewordenen Züge war ein Lächeln ausgebreitet, ein Glanz, der nicht mehr wich.

„Ja, ich werde mich produzieren,“ sagte sie leicht und obenhin, als spräche sie zu einem Fremden. „Denn ich muß Geld verdienen,

um mein Kleines würdig zu empfangen. Aber wenn es da ist, — wenn es erst da ist, sage ich Dir.“

Nettchen brach ab, als verlohne es sich nicht weiterzusprechen, die jene Gedanken, die ihre Seele mit so vielem Licht erfüllten, näher auszudrücken.

Gilg trat sie in die Kleiderkammer, um ihren Bühnenputz herbeizufuchen. Zum ersten mal seit langer Zeit kam ein Lied von ihren Lippen, ein helles, jauchzendes Schmetter, während sie den Trikot über ihren Körper zog, und die kleine, goldene, ihr bei einer Preisverteilung zuertheilte Medaille auf ihrer Brust befestigte.

Jerome blieb im Wohnzimmer zurück. Er sah auf die halboffene Thür, hinter der Nettchen soeben jubelnd verschwunden war, und ein bohrendes Gefühl des Neides, der Unfähigkeit sich auch zu freuen, stieg in seinem Innern auf.

Ja, das war es: Sie die Schlinge um den Hals werfen lassen, Heiraten, Nahrungsjorgen haben, Kinder kriegen. Keine Karriere vor sich sehen, die Freiheit dran geben, draufgehen in dem häuslichen Philistertum, während die Freien, Klugen in der Welt ihr Glück versuchen.

Und er sollte sich freuen? Er ballte die Hände. Warum hatte er sich so irre leiten lassen, er, der scharfsichtige, vorwärtsdrängende Mensch, wie hatte er sich verleiten lassen können, in dieser kleinen Artistin eine Gefährtin fürs Leben zu sehen, wie er sie suchte, leichtlebig, kalt, berechnend und schlau, ein Welt- und Bühnenkind, ohne Skrupel und langweilige Anforderungen, — für Paris und die Karriere geschaffen?!

Seine Worte von einst fielen ihm ein, die er ihr zu jener Zeit, als noch völlige Fremdheit zwischen ihnen stand, gesagt hatte: „Daß Sie sind ein Mädchen mit kalten Sinnen, mit blondem Haar, aus guter, bürgerlicher Familie, und daß Sie nicht passen zu Mademoiselle vom Trapez“

Damals, damals war er klug gewesen, um sich schließlich doch ins Garn locken zu lassen, wie andere.

Nettchen trat ein. Ihre Wangen brannten, in ihren Augen glühte Feuer, aber nicht die ruhelose Flamme von einst. Der in sich gefehrte, leuchtende Blick mit dem sie über ihren Mann hinweg sah, verriet Träume an eine neue Welt, die fernab lag, welkenweit von dem unsauberen Fremdenquartier in Montmartre.

„Hättest Du immer so ausgeschaut!“ rief Jerome unwillkürlich aus, „dann hätten Dir andere Erfolge geblüht. O, Du bist schön, Du wirst die Menschen hinreißen, komm, küß mich, sei mir gut.“

Sie schob ihn von sich weg. „Fort!“ sagte sie, — nur das eine Wort.

„Ich kaufe Dir einen Schmuck,“ flüsterte Jerome, „komm, sag mir was Du Dir wünschst, Du sollst alles von mir haben.“

Sie schritt an ihm vorbei, durch den Flur, die Treppen hinab. Unten vor der Hausthür stand sie aufatmend still. Der Himmel mit Milliarden Sternen lag wie ein unendlicher Kirchenbogen über der Welt. Eine kalte, frische Vorfrühlingsluft stand fast wie in greifbarer Wesenheit in den Straßen. Nettchen hüllte sich tiefer in den weiten Mantel, der ihren Theaterputz verbarg. Sie hob die Augen zum Himmel empor und zum ersten mal in ihrem Leben stammelten ihre Lippen etwas wie Gebet.

(Fortsetzung folgt.)

✻ Allerlei. ✻

Napoleons Villa auf Elba. Die Königin Alexandra von England soll die Absicht haben, die Villa Napoleons auf der Insel Elba zu erwerben. Als sie noch als Prinzessin von Wales eine Kreuzfahrt auf ihrer Yacht „Osborne“ im Mitteländischen Meere machte, hatte sie die Insel Elba besucht und sich lange in der Villa aufgehalten, die Napoleon nach seiner Abdankung bewohnte. Seit 1815 hat dieses historische Gebäude wiederholt den Besitzer gewechselt. Es gehörte lange dem Fürsten Demidoff, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, in seinem prächtigen Palast zu Florenz eine große Zahl von Napoleon-Erinnerungen zu sammeln. Zuletzt gehörte die Villa Ubaldo Tonielli, einem der reichsten Industriellen der Insel. Dieser hat sie vor dem Verfall gerettet, indem er sie gründlich restaurieren ließ, und ein kleines Napoleon-Museum mit den Möbeln, den Gegenständen, den Gemälden, die Napoleon gesehen und berührt hatte, eingerichtet. Trotz wiederholter Angebote hat er kein Stück davon veräußert. Das Zimmer Napoleons ist genau so geblieben, wie es im Jahre 1815 war. Man sieht darin noch ein hübsches Porträt in Goldbunzel der Prinzessin Pauline Borghese, der Schwester Napoleons.

Die Spuren einer verschwundenen Stadt. Eine interessante archäologische Entdeckung ist, wie aus Orleans berichtet wird, in dem Walde von Charbonnière, nahe dem Schlosse dieses Namens und in der Entfernung von 8 Kilometern von Orleans, gemacht worden. Zwei Gräber aus Monolithen wurden dort unter hundertjährigen Eichen, 30 Zentimeter unter dem Boden, gefunden; in dem einen befanden sich noch einige Reste eines Skelettes. Nach der Größe und der Gestalt der Steine zu schließen, müssen diese Gräber aus der Zeit vom 6. bis 8. Jahrhundert stammen. Nach der örtlichen Ueberlieferung erhob sich an dieser Stelle, die ehemals von einer großen römischen Straße durchschnitten wurde, vor Jahrhunderten eine bedeutende Stadt, deren Ruinen, die noch vorhanden, jetzt aber vergangen sind, öfter durch Erdarbeiter und Holzhauer aufgewühlt wurden. Die Tradition giebt dieser zerstörten Stadt den Namen

Segrh. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Gräber in jener Gegend nicht vereinzelt sind und daß methodische Nachforschungen einen Friedhof zu Tage fördern würden, dessen Ausdehnung einen Begriff von der Bedeutung der verschwundenen Stadt geben würden.

Die Sinne der Pflanzen. Pflanzen scheinen zuweilen mit einer gewissen Intelligenz ausgestattet zu sein. Seht man bei trockener Witterung einen Kübel mit Wasser nicht weit neben eine Kürbis- oder Melonenpflanze, so wird diese ihre Wachstumsrichtung ändern und nach ein oder zwei Tagen schon eines ihrer Blätter in das Wasser tauchen.

✻ Unsere Bilder. ✻

Die kleinen Marktschiffer. Wir sehen, wenn wir unser Bild betrachten, unwillkürlich das farbenprächtige Gemälde vor unsern Augen, das Ludwig Pissini schuf. Ein Genrebild aus Venedig. Zwei halbwüchsige Burschen mit sonnengebräunten Gesichtern fahren als gondolieri ein Fahrzeug durch die Kanäle mit ihren Bindungen hindurch zum Marktplatz, wohin das in dem Rahne liegende Gemüse bestimmt ist. Die kleine, dunkeläugige Schönheit, die schon so grazios den Fächer hält und von ihrer großen Schwester wohl den koketten Augenaufschlag gelernt hat, betrachtet den neben ihr sitzenden Gespielen schon jetzt als ihren pflichtschuldigen galantuomo, was schon aus ihren überlegenen Mienen hervorgeht. — Schnell gleitet die Gondel auf den im Morgenlicht glitzernden Kluten dahin, unter den Bogenbrücken hindurch und an grauen Häusern, schimmernden Palästen und stolzen Kirchen vorbei. Carlo, der eine Gondolier, summt dabei eine altitalienische Weise, die in deutsche Worte gekleidet, etwa in die Strophen ausklingen würde:

„Es strahlen unsre Augen wieder
Des Vaterlandes Sonnenschein, —
Du Land der Schönheit und der Lieder,
Der Erde Paradies ist Dein!“

Der Berliner kann an Sonntagen nicht zu Hause bleiben, und wenn das Wetter es nur irgend erlaubt, so ergießt sich die Bevölkerung dieser hauptsächlich Millionenstadt hinaus zu den im Aranze Berlin umsäumenden Vergnügungslokalitäten, welche in ungemein großer Zahl vorhanden sind. Landschaftlich von ungemein hohem Reiz ist der Grunewald, wohin denn auch allsonntäglich tausende und abertausende pilgern, um sich für einige Stunden an der herrlichen Natur zu ergötzen und der staubburchschwängerten Luft der Großstadt zu entziehen. In den mächtigen Etablissements, welche mit prächtigen Gärten umgeben sind, sammeln sich dann die Familien um den Kaffeetisch. Selbst haben die sorglichen Hausfrauen die braunen, zermahlenden Bohnen mitgebracht, kochendes Wasser und das nötige Geschirr können sie in den Kaffeeküchen dieser Etablissements für ein geringes Entgelt erhalten, Bierge von Kuchen werden dann an solchen Nachmittagen vertilgt, und heiterer Frohsinn herrscht bei Jung und Alt. Dieser macht sich übrigens auch gar häufig schon in der Art der Beförderungsmittel geltend, das zeigt unser Bild, welches veranschaulicht, wie heiterer Sinn und Erfindungsgabe selbst einen Möbeltransportwagen für einen Sonntagsnachmittags-Ausflug wirkungsvoll auszustaffieren vermögen.

☞ Gemeinnütziges. ☞

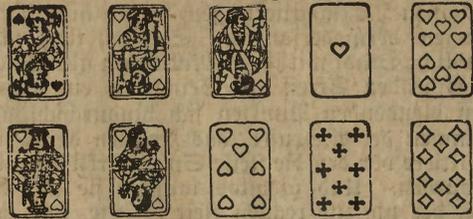
Gegen Lockerheit der Zähne. Man kocht eine Hand voll grüner oder einen Löffel voll getrockneter Brombeerbblätter mit einviertel Liter Wasser und füge, nachdem man das Ganze durchgeseiht hat, ein erbsengroßes Stück Maun hinzu. Mit diesem abgekühlten Abjud spüle man täglich den Mund dreimal aus. Auch das öftere Ausspülen mit nicht zu kaltem Wasser, dem man etwas Weinessig zugefügt hat, oder mit Kamillenthee ist in leichten Fällen ein recht gutes Heilmittel. Beruht das Leiden auf einem inneren Siedtum und einer fehlerhaften Blut- und Säftemischung, nicht aber auf Erkältung, so führe man vor allen Dingen eine naturgemäße Lebensweise und meide alle reizenden Speisen und Getränke.

Ueber Schuhwische. Die beste Schuhwische besteht aus einer Mischung von Wachs und Schornsteinruß. Sie macht wasserdicht und hält das Leder geschmeidig und giebt einen sehr schönen Glanz.

Um Zedernholzgeruch nachzunehmen, wird Oleum santali (in jeder Apotheke erhältlich) in absolutem oder auch starkem Alkohol gelöst und hiermit eine im Glaser (Maser)-Gefüge dem Zedernholz ähnliche Holzart (Weide, Pappel) bestrichen bezw. damit durchtränkt. Eine kleine Zuthat von Beswin (Bismarck-Braun), die dem lichten Holze die entsprechende dunkelrot-bräunlich-gelbe Nuance erteilt, steigert den Effekt.

☞ Nachtsch. ☞

1. Skatenaufgabe.



Mit obiger Karte spielt Hinterhand Grand und verliert das Spiel. Wie waren die Karten verteilt und wie fielen sie?

2. Rätsel.

Mit Raum und Zeit vergleiche mich, wer mich kennt;
Ich habe keinen Anfang und kein End,
Ich bleibe immer eins und ungetrennt.
Ich bin das Kleinste auf der zweiten Welt,
Und dennoch mancher sehr viel auf mich hält.
Ihr sehet mich des Tags schier ohne Zahl
Und nennet mich fast nicht ein einzigmal.
Ich bin kein Schloß, das an die Thüre taugt,
Doch werd zum Schließen stündlich ich gebraucht.

3. Buchstabenrätsel.

Lea, Luch, Brut, Erin, Lid, Buch, Aras, Gas, Leben, Leer, Kanon, Boe, Rhin, Bad, Nora, Mine, Segel, Leitung, Wesen, Liter, Dohnen.

In jedes der obigen Wörter ist an irgend einer Stelle ein Buchstabe hineinzuschreiben, so daß dadurch neue Wörter entstehen. Die hinzugefügten Buchstaben bilden nach richtiger Lösung ein bekanntes Sprichwort.

4. Scherzrätsel.

Ich mit Kopf, mit Kopf auch er;
Uns zu raten ist nicht schwer.
Sind wir beide eng vereint,
So ist ein Poet gemeint.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Lange ist nicht ewig, aber ewig ist lange.
2. Gehör.
3. Monaco, Israel, Chemie, Herzog, Eisen, Poanda, Michel Angelo.
4. Unter, Diana, Selma, Balme, Stier, Sturm, Topas, Ubele, Kalliope.

☞ Lustiges. ☞

Mädchen-Schätzung.

„Fräulein Amalie, die Rose, die Sie tragen, hat Ihnen gewiß der Herr Major geschenkt?“
„O nein! Viel höher!“
„Wer denn?“
„Der Herr Leutnant!“

Der reinliche Leutnant.

„Nun, Herr Leutnant, wie gefällt Ihnen die Nordsee?“
„Päh! Waschbecken!“
„So! Haben Sie solch großes Waschbecken nötig?“

Der arme Kleine.

Dame (zum Stationschef): „Also unser Zug geht um 12 Uhr 14 ab; das sagten Sie doch, nicht wahr?“

Stationschef: „Gewiß, ich habe Ihnen schon mindestens zehmal Bescheid gesagt.“

Dame: „Ich frage Sie auch nicht meinetwegen. Aber mein kleiner Nefte hier lacht immer so herzlich über Ihre Stimme, wenn Sie Auskunft geben.“

Auf dem Rennplatz.

A.: „Siehst Du dort auf der Tribüne links den bekannten Autor? Enspörend, daß man ihn öfters auf den Rennplätzen sieht!“

B.: „Aber was stört Dich das?“

A.: „Nun, es sollen hier doch keine — Buchmacher gebuldet werden!“

Beseufigte Schmerzen.



Alter Schullehrer (dem der Arzt ein Senfpflaster auflegt): „Ist das nicht zu viel Senf für das bißchen Fleisch?“

Abergläubisch.

Tochter (verlobt): „Nicht wahr, Mama, morgen, wenn uns Eduard besucht, machen wir Krebssuppe?“

Mutter: „O nein, es könnte da die Verlobung wieder zurückgehen!“

Räuber-Humor.

Strolch (im Walde einen Studenten überfallend): „Verfahzettel oder 's Leben!“

Nein, diese Föhre!

„Herr Meyer wollen wir nicht mal zusammen anstoßen?“
„Natürlich; Prost, mein Kind!“
„Sie nehmen ja aber doch das Glas!“
„Na ja, was soll ich denn sonst nehmen?“
„Ach, Mama sagte doch, sie stießen immer mit der Zunge an!“

Er kennt sich aus.

Bürgermeister (einer kleinen Stadt, in der eine Feuersbrunst bedenklich um sich greift, zum Feuerwehrhauptmann): „Hauptmann, d' G'schicht wird schlimm! Was meinst D' denn?“

Feuerwehrhauptmann: „Was i' mein? Ercht warsch ja blos a' Affekanzfeuer, a' klein's; dann — wie 's 'n Nachbar erwischt hat — scho' a' Schadenfeuer! — oba jetzt, G'botta — wenn nur nit gar a' großer Verschönrungsbrand d'raus wird!“

Freudenrausch.

„Ich bitte, mich für eine Stunde zu beurlauben, Herr Rat, ich möchte meiner Schwiegermutter bei ihrer Abreise das Geleit zum Bahnhofe geben.“

„Da will ich Sie lieber gleich für den Rest des Tages beurlauben, denn in dem Freudenrausch würden Sie ja doch zum Arbeiten unfähig sein.“